

Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung

Begründet von Dr. Chr. G. Luthardt

Erscheint jeden Freitag. — Verlag und Auslieferung: Leipzig, Königstraße 15. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter (Postzeitungspreisliste 1931: S. 7) sowie vom Verlag. Inland-Bezugspreis M. 4.50 vierteljährlich. Bezugspreis für das Ausland: vierteljährlich M. 4.50 und Porto; bei Zahlung in fremder Währung ist zum Tagesfuß umzurechnen. Anzeigenpreis: die einspaltige Millimeterzeile (45 mm breit) 15 Pfennige. — Beilagen: nach Übereinkunft. Postfachkonto: Leipzig Nr. 52 873.

Nr. 50.

Leipzig, 11. Dezember 1931.

64. Jahrgang

Adventstore.

Luther und das Jahr 1531. XI.

Polemik aus Buße. II.

Elisabeth von Thüringen.

Der „Fall Dehn“ ein „Fall Grimme“.

Dom Weihnachtsmarkt. V.

Kirchliche Nachrichten.

Am rechtzeitige Erneuerung der Postbestellung bittet die Verlagsbuchhandlung

Adventstore.

Sehet zu, tut rechtschaffene Früchte der Buße.
Matth. 3, 8.

„Komm und räume alles aus, was du hassest, was mich reuet“, sagt das Adventslied. Advent ist nicht bloß Freudenzeit, es ist auch Entscheidungszeit. Advent will Christus bringen, den „Hersteller des schwersten Falles“. Ihn versäumen, heißt das Leben versäumen. Darum geht Johannes vor ihm her, der Wegbereiter. Er ruft, er „schreit“ in der Wüste; er schreit die Menschen an, sie sollen Buße tun, den Sinn ändern, das Himmelreich bricht herein. Streng wird seine Sprache, als er sieht, daß viele Advent haben wollen ohne Sinnesänderung. Sie wollen „eine kleine Weile fröhlich sein bei dem Licht“. „Ihr Otterngezüchte“, redet er sie an. Das ist noch nicht Buße, zum adventlichen Jordan kommen. Es muß ihnen deutlicher gesagt werden: „Tut rechtschaffene Früchte der Buße.“

Buße geht an das Gewissen. Sie ist gleich der Art, die an den Baum gelegt wird, daß er mit Krachen zu Boden sinkt. Da liegt der stolze Baum, vorher mit der Krone zum Himmel ragend, jetzt gebrochen an der Erde. Der Mensch ist der Baum, den das Wort getroffen hat: „Schicke dich und begegne deinem Gott.“ Der gefällte Baum sieht anders aus als der ungefällte, der bußfertige Mensch anders als der unbüßfertige. Johannes hatte mit Flammenworten das Kommen des Herrn verkündigt, daß das Volk ins Herz erschrak. Da kamen sie mit „Früchten“ der Buße: Sie „bekannten ihre Sünden“. Als sie die Nähe Gottes sahen, sahen sie sich selbst angesehen von Gott. Das Volk am Sinai konnte fliehen, als es die Stimme Gottes hörte. Der Mensch, den Gott ansieht, kann nicht entfliehen; er muß stillehalten. Stillehalten, wenn eine Sünde nach der andern aufsteigt, Sünden der Vergangenheit und der Gegenwart, erkannte und unerkannte Sünde; so groß an Zahl, daß sie die Seele umringen wie Berge. Wo ist noch Gutes an ihm? Nirgend. Solche Not kam über die Menschen am Jordan: „Und bekannten ihre Sünden.“ Und die andere Frucht: „Was sollen wir denn tun?“ Wie aus dem Elend herauskommen, aus dem Zorn Gottes? Sie hungern nach Rat zu neuem Leben vor Gott; Rat für Advent, zur Begegnung mit Gott. „Wie soll ich dich empfangen, und wie begegn' ich dir?“

Solche „Früchte“ hatten die Pharisäer nicht. Sie hatten nichts zu bekennen, nichts zu fragen für ihre Seele. Was soll Johannes mit ihnen tun? Soll er sie stehen lassen? Er hat Auftrag von der ewigen Liebe, auch bei „Otterngezüchte“. Wie beschwörend ruft er ihnen zu: „Tut rechtschaffene Früchte der Buße.“ Es kommt der Tag des Zorns, da kann sie niemand retten; er zeigt ihnen im Bild Art und Wurfsschäufel und das ewige Feuer. Soll das ihr

Ende sein? Jetzt noch ist der Tag des Heils, es naht der, der mit heiligem Geist taufen will, auch „Otterngezüchte“. Auch mit ihnen will er ein Neues anfangen. Sie dürfen neu anfangen! Hören sie das große Evangelium? Nun nicht bloß mit dem Anfang von Reue und gutem Willen; mit Früchten eines wirklichen neuen Lebens: „Tut“, tut! sagt Johannes. Daß man es sehe, daß Menschen und Engel es sehen, daß sie anders geworden sind. Wo ihre Kraft nicht reicht, wird Christus helfen, wird ausräumen, „was er hasset, was sie reuet“. Die Nacht der Vergangenheit soll geschlossen werden. Die Adventstore tun sich auf: „Gehet ein zu seinen Toren.“ O schöner Tag, du meines Gottes Tag!

Luther und das Jahr 1531.

Von D. Johansen, Essen.

IX.

Die am Schluß dieses Briefes zum Ausdruck gebrachte Erklärung Luthers, sich zurückzuhalten, genügte dem Kurfürsten. Es gelang ihm, die oberdeutschen Städte auf einem Kontent, der Ende März stattfand, für den Schmalkalbener Bund zu gewinnen und sie förmlich in ihn aufzunehmen. Am 4. April unterzeichneten den neuen Vertrag des Bundes, in den gleichzeitig Lübeck aufgenommen wurde: Kurfürst Johann von Sachsen und sein Sohn Johann Friedrich, Philipp und Ernst, die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, Philipp von Hessen, Wolfgang von Anhalt, die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, sowie die zehn Städte: Bremen, Biberach, Isny, Konstanz, Lindau, Magdeburg, Memmingen, Reutlingen, Straßburg, Ulm. Infolgedessen lagen am 15. April 1531, bis zu dem die von Karl V. den Protestanten gewährte Bedenkzeit dauerte, die Dinge für die Evangelischen so günstig, daß der Kaiser an einen Angriffskrieg gar nicht denken konnte.

Dazu kam, daß die von den Türken drohende Gefahr ihm beständig zu schaffen machte. Diese hatten sich in Ungarn festgesetzt und bereiteten nun einen neuen Kriegszug in die deutsch-österreichischen Lande vor, der im Frühjahr 1531 wirklich eröffnet wurde. Luther schreibt am 12. März an Emsdorf⁵⁰⁾: „Turcam venturum esse constans fama est; Deus misereatur nostri!“ — Das Gerücht behauptet sich, daß die Türken kommen werden. Gott erbarme sich unser! — Die Türken selbst fühlten sich durch die Uneinigkeit der Deutschen ermutigt, weiter vorzurücken. Unter solchen Umständen hütete sich der Kaiser, die konfessionellen Fragen auf die Spitze zu treiben.

⁵⁰⁾ Enders, Bd. 8, S. 376.

Zwingli wollte in der Tat von Bucers Zugeständnissen nichts wissen, weil er fürchtete, daß sie das Volk allmählich zur lutherischen Abendmahlslehre hinüberführen würden. Mit den Lutheranern wollte er nur in der Art eine Verbindung eingehen, wie sich auch die Lutheraner und Papisten zum Kriege gegen die Türken vereinigten. Am 11. Oktober 1531 fiel Zwingli bekanntlich in dem unglücklichen Kampfe der Züricher gegen die katholischen Kantone in der Schlacht bei Kappel. Wenige Wochen darauf folgte ihm Oecolampad im Tode nach. Damit waren diese beiden führenden Persönlichkeiten aus den Streitigkeiten ausgeschaltet. Es ist nicht unsere Aufgabe, hier näher auf Zwingli und seine Bedeutung einzugehen. Nur machen wir uns gern das Urteil Julius Köstlins⁵¹⁾ zu eigen: „... Hell leuchtet durchweg die religiöse und patriotische Gewissenhaftigkeit, mit der er in seinen Überzeugungen und Absichten stand, die Treue, mit der er unter jenen schmerzlichen Erfahrungen aushielt, die ernste, ruhige, keineswegs trüb schwärmerische Hingebung, mit der er unter dem Banner seiner Vaterstadt der klar erkannten Gefahr entgegenging und auf dem Kappeler Schlachtfeld mit frommem Aufblick zum Himmel als Kezer den Todesstreich empfing.“ Politisch hatte der Tod Zwinglis die Folge, daß die genannten oberdeutschen Städte, für die der Anschluß an die evangelische Schweiz nunmehr unmöglich geworden war, sich um so fester an den Schmalkaldischen Bund angeschlossen und dieser durch sie eine ansehnliche Stellung auch im Südwesten des Reiches gewann. — Luther sah in dem Tod Zwinglis ein Gottesurteil über ihn und seine Lehre. Für sein Auge stand Zwingli in einer Reihe mit Thomas Münzer. In einem Brief an Wenz. Link in Nürnberg schreibt er am 3. Januar 1532⁵²⁾: „... Judicium Dei nunc secundo videmus, semel in Munzero, nunc in Zwinglio. Propheta fui, qui dixi: Deum non laturum diu istas rabidas et furiosas blasphemias, quibus illi pleni erant, irridentes Deum nostrum impanatum, vocantes nos carnivoras et sanguibibas et cruentos, et aliis horrendis nominibus appellantes.“ ... Das Gericht Gottes sehen wir nun zum zweiten Mal: einmal bei Münzer, jetzt bei Zwingli. Ich war ein Prophet, als ich sagte, Gott würde nicht lange jene wütenden und unsinnigen Lasterungen, von denen jene erfüllt waren, dulden, indem sie Gott als den für uns ins Brot Eingebackenen schmähen, uns Fleischfresser, Blutsäufer und blutgierig nennen, und uns mit anderen entsetzlichen Namen bezeichnen. — Und in seinen Tischreden äußert er sich einmal⁵³⁾:

„Da Zwingel und sein Anhang mit den toten steinern Bilden kriegeten, da gewonnen sie; da aber die lebendigen Bilder kamen, nämlich die Schweizer und Eidgenossen auf des Papsts Seiten, da wurden sie geschlagen. Also geschah Münzer auch mit seiner Rotte. Wenn man die Sacrament anders braucht, denn sie Gott hat eingesetzt, so gehet es nicht wohl hinaus ...

Zwingel hat das Schwert gezückt, darum hat er seinen Lohn empfangen nach dem Spruch: Wer das Schwert nimpt, der kompt durchs Schwert umb. (Matth. 26, 52.) Hat ihn Gott selig gemacht, so hat ers extra regulam, außer der Regel seines Wortes gethan und mit ihm dispensirt.“ Und D. Martinus sprach weiter: „Zwingel und Oecolampadius sind wie Phaeton und Icarus bei den Poeten, wollen die Schrift meistern und deuten, wie es ihnen eben ist und gefällt.“

Seine Ablehnung der Bucerschen Vermittelungsvorschläge bei dessen Besuch auf der Feste Coburg sah er jetzt als vollkommen gerechtfertigt an: „Wäre dort Eintracht geworden, wie denn das Bucerlein glatt fürgab, so wären wir jetzt schuldig des Blutes, das in der Schweiz geflossen ist.“

Die Bemühungen um eine Einigung zogen sich, bald mehr oder minder lebhaft betrieben, noch durch eine Reihe von Jahren hin. Wir werden später noch wiederholt darauf zurückkommen. Hier beschränken wir uns nur auf die eine Feststellung, daß es für Luther bei seinem ganzen

Charakter ausgeschlossen war, in solche Fragen politische Rücksichten mit hineinspielen zu lassen, so oft ihm das auch durch den Kurfürsten im Interesse der Einheit des Protestantismus nahegelegt wurde⁵⁴⁾. Daß man in keinem derartigen Artikel um christlicher Eintracht willen Andersdenkenden etwas nachgeben dürfe, und daß durch ein solches Nachgeben der gesamte Glaubensinhalt als ein in allen seinen Bestandteilen notwendig zusammenhängendes Ganze schwer bedroht würde, hat Luther mit allem Nachdruck, so scharf wie kaum irgendwo sonst, in seinen Vorlesungen über den Galaterbrief ausgesprochen, die er im Winter 1531/32 begann. Bei der Auslegung der Stelle Galater 5, 9, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuere, sagt er: „Die Rotten, so da vorgeben, daß Christi Leib und Blut im Abendmahl nicht gegenwärtig sei, sprechen uns übel, daß wir zänkisch, hartfönnig und unfreundlich seien und um eines einzigen Artikels willen vom Sakrament die christliche Liebe und Einigkeit der Kirche zertrennen: meinen derhalß, wir sollten den Artikel, daran soviel nicht gelegen, des man auch nicht allerdings gewiß sei, sintemal die Apostel ihn nicht genugsam, als wohl vonnöten wäre, erklärt haben, so hoch und groß nicht achten; sonderlich weil sie sonst in allen anderen Artikeln der christlichen Lehre, welche nötiger sind und mehr daran gelegen ist, mit uns allerdings eins seien. Auf solch ihr Vorgeben antworten wir mit Paulo: „Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig.“ Gleichwie in der Philosophie, wenn man im Anfang ein wenig fehlt, am Ende ein sehr großer Irrtum daraus wird: also geht es in der Theologie auch zu, daß ein kleiner Irrtum die ganze christliche Lehre verderbt und verfälscht. Darum soll man Lehre und Leben nur sehr von einander scheiden. Die Lehre ist nicht unser, sondern Gottes ist sie, der uns allein zu Knechten und Dienern darüber berufen hat: darum sollen noch können wir den allergeringsten Titel oder Buchstaben davon nicht nachlassen ... Darum soll es uns gar nicht irren, daß sie viel rühmen, wie gern sie die Liebe und Einigkeit unter uns und ihnen erhalten wollen, und wie herzlich wehe es ihnen tue, daß sie zertrennt werden soll. Denn wer Gott und sein Wort nicht lieb hat und ehrt, dem ist nicht geholfen, er liebe sonst, was er wolle.“

Man mag über Luthers Stellungnahme urteilen wie man will: Das muß ihm auch der Gegner lassen, daß es ihm darauf ankam, im Sakrament des Heiligen Abendmahls den ganzen Christus mit seinem Leiden und Sterben und Auferstehen wirklich vergegenwärtigt zu sehen. Und wenn er bei den Gegnern eine Verflüchtigung oder Spiritualisierung dieses ihm wichtigsten Gedankens sah, dann war er allerdings unerbittlich. Auch über der Auseinandersetzung in dieser Frage steht jenes Wort von Conr. Ferd. Meyer: „Das Größte tut nur, wer nicht anders kann.“

Polemik aus Buße.

Von Pastor Dr. theol. Gerhard Gloege, Hsenburg.

II.

Wozu das alles? Und: Warum in dieser „Geräuschfülle“? Nicht um eine peinliche Angelegenheit noch peinlicher zu machen, sondern um an die Grundvoraussetzungen einer theologischen Polemik zu erinnern. Nicht neue Erwägungen sollen gebracht, nicht Sensationen verkündet werden, sondern nur eine schlichte Anamnese an längst Bekanntes soll sich vollziehen. Gedanken, wie wir sie innerhalb der dialektischen Theologie selbst oft gehört und noch öfter gedacht haben, sollen nachgedacht werden mit Bezugnahme auf den konkreten Fall. Ich wähle darum schon rein äußerlich durch häufiges Aneinanderreihen einiger Zitate einen Weg, der weder durch die Richtung, noch durch den Inhalt noch durch die Form der Gedanken dahin mißdeutet werden könnte, als sei es ein neuer Weg. Es ist im Grunde nur eins auszusprechen: Christliche Polemik gibt es nur als Polemik aus Buße oder — es gibt sie nicht. Darüber ist im einzelnen zu sagen:

⁵¹⁾ Köstlin-Kawerau, Bd. 2, S. 254.

⁵²⁾ Enders, Bd. 9, S. 139f.

⁵³⁾ Erl. Ausgabe, Bd. 61, S. 66.

⁵⁴⁾ Dgl. Köstlin: Luthers Theologie, Bd. 1, S. 455ff.

1. Darf es überhaupt eine „Polemik aus Buße“ geben? Handelt es sich hier nicht um einen Widerspruch in sich selbst? — Vor zwei Jahren schrieb Emil Brunner seinen für unsere Frage klassischen Aufsatz über „die andere Aufgabe der Theologie“ (Zw. d. 3tn. 1929, H. 3, S. 255 ff.). Es heißt darin gegen Anfang: „Die Verkündigung des Wortes ist als Aufforderung zur metánoia, zum Um-denken, als Bußruf polemisch. Sein Kommen ist ein Angriff, seine Durchsetzung geschieht im Kampf. Das Evangelium ist in solchem Maße polemisch, daß sein sich Geltend-machen ein Töten und sein Aufgenommenwerden ein Sterben heißt. Darum kann aber auch die Theologie, sofern sie ja nur in der Teilnahme an diesem Kommen des Wortes sich vollziehen kann, nicht anders als polemisch sein.“ „Es ist immer ein Zeichen einer heimlichen metabasis eis állo génos (Grenzüberschreitung), wenn die Theologie diesen polemischen Charakter verliert“ (S. 255 f.). Und weiter unten: „Polemik ist die Urform der Theologie“ (S. 258). In ihr besteht neben der „dogmatischen“ die „andere“, von Brunner auch als „eristich“ bezeichnete Aufgabe der Theologie (S. 259 f.). Mit anderen Worten: Ja, es darf Polemik aus Buße geben, sofern Buße selbst ein ständiges Krieg-führen mit sich selbst ist und sofern Gott uns das Kreuz Jesu Christi zu-muten „darf“ — als Anstoß zur Buße. Und diese Polemik aus Buße wird wehe tun und verletzen müssen, so wahr Buße wehe tut — die Buße, in der wir selbst gegen uns angehen nicht weniger als die, die wir um Christi willen anderen, die sich nach seinem Namen nennen, zu-muten müssen.

2. Polemik aus Buße ist Polemik aus der Sache heraus und darum für die Sache. Polemik aus Buße beugt sich unter die reformatorische Erkenntnis, daß der Christenmensch „zugleich Gerechter und Sünder“ ist, weil sie ständig am Kreuz losbricht, sich unter dem Kreuz ihre Siege, aber auch ihre Niederlagen „holt“. Darum steht sie mit dem Gegner, den sie niederringen und entwaffnen möchte, in der Solidarität der begnadigten (oder nicht begnadigten?) Sünder. Sie kann nie gegen „die anderen“ fechten, ohne es nicht zugleich gegen sich selbst zu tun. Auch im Gegner, ganz besonders da, wo er „Nächster“ sein will, wird sie den „Nächsten“ sehen. Das erweicht weder ihre Strenge noch stempelt es sie zu Sentimentalität. Im Gegenteil: Mit um so größerer Heftigkeit wird sie „dem anderen“ den Star stechen, das Gift entziehen, weil sie helfen will. Aber das Stehen unter dem Kreuze gibt ihr das verhaltene Pathos der Geduld. Vor zwei Jahren schrieb Karl Barth in seinen Dortmunder Vorträgen „Schicksal und Idee in der Theologie“ (Zw. d. 3tn. 1929, H. 4, S. 309 ff.) folgendes: „Zu einem abschließenden Urteilen über andere, zu einem theologischen Recht haben im strengen Sinne, zu einer Geschichte der Theologie, in der die Schafe nun wirklich von den Böcken zu sondern wären, langt es offenbar nicht und soll es nicht langen. Man könnte in der Frage, ob eine bestimmte Theologie einen bloßen Begriffsgott oder den lebendigen Gott zum Gegenstand habe, geradezu zu einem ersten Kriterium das machen, ob sie wohl auch das Wissen um ihre eigene Relativität und darum anderen Theologien gegenüber die nötige (mit der ebenfalls nötigen Energie der Fragestellung sehr wohl vereinbarliche) Geduld habe. Eine in der Polemik allzu ungeduldige Theologie könnte sich jedenfalls gerade damit als Theologie des Deus nudus verraten. Vom Worte Gottes herkommend müßte sie ja eigentlich ebenso scharf wie geduldig sein. Gott ist doch geduldig, und mit wem müßte er wohl mehr Geduld haben auf dieser dunklen Erde als eben mit uns Theologen aller Schattierungen? —“ (S. 346). Wer wollte dem nicht unter Zittern und Freuden zustimmen? Aber nun lese man Barths Ausführungen von der „Not der evangelischen Kirche“, insbesondere die sechs Punkte, sodann sein Nachwort und hier wiederum die letzten beiden Seiten besonders aufmerksam — und dann urteile man nicht, ver-urteile man auch nicht (wenn anders man sich selbst als „Polemiker aus Buße“ nicht entwaffnen will!), sondern frage (fragel): „Langt es“ heute wirklich schon dazu, solche Klüfte auf-

zureißen, solche Barrikaden zu türmen, solche Distanzen abzustechen und andere dazu zu ermuntern, Stellung (diese Stellung!) zu beziehen? „Langt es“ wirklich schon nicht nur zu einer „Geschichte der Theologie“, in der jene Scheidung, die sich den anderen als Ent-scheidung aufdrängt, vorzunehmen wäre, sondern auch noch zu der Muße, sich innerhalb eines „Geschichtsbildes“ eine „Stellung“ (S. 122) zuweisen zu lassen, als ob das nicht wirklich eine cura posterior, wenn nicht gar die cura postrema für einen Theologen wäre? Wo wäre der Grund zu dieser „Zulänglichkeit“ zu finden, und wo das Recht, sie in der Haltung des „ganzen Protestes“ vor Gott zu verantworten? — Gewiß gibt es Menschen, „die sich der Verzweiflung an der deutschen evangelischen Kirche zu erwehren haben“ (S. 121): Je tiefer man in das Wesen und in die Arbeit dieses Kirchentums hineinschaut, desto größer wird der Zweifel und die Verzweiflung an ihm. Aber ist die Verzweiflung geringer und weniger ausweglos, die durch die Reichen derjenigen Theologen gehen muß, die sich einst von Barth in eine rechtschaffene Theologie einführen ließen — wenn sie diese geduldflosen Attacken mit ansehen müssen? Und ist die „Verlegenheit“, die Barth in den Manifesten der evangelischen Kirchentage vermißt, in seinem Protest wirklich größer? — Ich wäre dankbar, wenn sich diese Fragen jeder Theologe einmal als echte Fragen, also völlig unrhethorisch vorlegte.

3. Polemik aus Buße muß sich bemühen, den Gegner von seinem Standpunkte aus zu sehen, zu hören und zu verstehen. Sie darf nicht etwas sehen wollen, was nicht sichtbar, und nicht hören wollen, was nicht hörbar ist. Sie darf sich im Ringen um die Wahrheit nicht von den Kindern dieser Welt und deren Methoden beschämen lassen. Sie darf auch nicht von ferne den Anschein erwecken, als wäre das Wort Hans Michael Müllers: „Alle Systematik ist selbstgerecht“ (Erfahrung und Glaube bei Luther, 1929, S. 79) für die innerkirchliche Auseinandersetzung praktikabel und als Befehle der Ausspruch Goethes von der Eigenart der Gelehrten, einen Irrenden gleich als ihren Todfeind anzusehen (Sprüche in Prosa, Ethisches II, 176), auf dem Felde einer theologia crucis noch Gültigkeit. Polemik aus Buße ist ständig unter Luthers Erklärung des achten Gebotes gefordert. Ich denke, durch die Ausführungen im ersten Teil deutlich gemacht zu haben, was ich hier nur andeute.

4. Polemik aus Buße kann nur das eine Ziel kennen, den Gegner in die Buße zu stellen. Das gilt insbesondere dem unbußwilligen Gegner, dem Laodiceer gegenüber. Niemand wird nach aufmerksamer Lektüre der Ausführungen Barths behaupten können, daß dieses Ziel erreicht wurde. Wurde es überhaupt gesehen, geschweige denn erstrebt? Muß es nicht den Anschein erwecken, als wollte Barth das durch Dibelius redende Kirchentum eben aus dieser „Stellung“ der Buße, d. h. aus diesem Sich-Gott-stellen-wollen herausmanövrieren? Als wollte er es vielmehr in die Haltung der harthörigen Verstocktheit drängen, die dann aber, weil sie weder im Auftrage Gottes noch durch das Wort Gottes geschieht, alles andere wäre als der Befehl Jes. 6, 9 f.? Als wollte er es, statt es in die gottgewirkte Gegnerschaft (siehe Pharaon!) zu führen — ein Wagnis, das für alle Fälle eine letzte Möglichkeit darstellt, noch dazu eine Möglichkeit, über die nur Gott verfügt! — als wollte er es in die, um mit Brunner (a. a. O., S. 256) zu reden, „theoretische Existenzform des Unbeteiligten“ hinausstößen? Damit würde aber seine „Polemik“ aufhören, echte Polemik, „Polemik aus Buße“ zu sein. (Brunner: metabasis eis állo génos). Ich sage ausdrücklich: Es erweckt den Anschein, als ob...! Denn daß Barth wirklich das beabsichtigt habe, ist ausgeschlossen. Trotzdem muß seine Methode abgelehnt werden. Denn man kann eine ecclesia gloriae nicht dadurch auf den Weg bringen, eine ecclesia crucis zu werden, oder auch nur werden zu wollen, daß man eine ars gloriae polemica betreibt. Ist nicht Polemik immer an sich schon auf dem Wege, ins Dämonische umzuschlagen, und gilt dies

im vorliegenden Falle nicht (zum mindesten!) — auch? Oder ist die Polemik Barths den Machtgelüsten dieses Aeon völlig entnommen? Ich denke an die Macht des Gedankens und der Vernunft nicht weniger als an die Macht der Dialektik und der Rhetorik, die alle Register des Pathos, der Ironie und des Spottes beherrscht und die nicht zuletzt dem Ethos einer stark willentlich gestimmten Persönlichkeit ihre Kraft verdankt. Ist das nicht auch alles Macht, gloriose Macht? Und kann man — ich schränke meine Frage ganz und gar auf den Aufsatz von der „Not der evangelischen Kirche“ ein — zwischen dieser Macht und dem Machtwillen des angegriffenen Kirchentums irgendeinen qualitativen Unterschied erkennen?

5. Polemik aus Buße bedarf der Vergabung, weil sie ständig in Gefahr steht, ins Dämonische abzugleiten, weil viel Sünde „mit unterläuft“, als da sind: Überschärfungen im Ton und Gedanken, Allzu-Persönliches und Allzu-Kleinliches. Sie bedarf der Vergabung um des Herrn willen, dem sie dient, aber auch um ihrer eigenen Glaubwürdigkeit willen. Jede andere Theologie könnte sich — jedenfalls theoretisch betrachtet — eine Polemik, wie Barth sie neuerdings pflegt, „leisten“. Eine dialektische Theologie kann sie sich nicht „leisten“, ohne darüber zu zerbersten. Es wird hier deutlich sein, daß ich nicht gegen die dialektische Theologie streikte. Im Gegenteil: Es kann sich nur um ein einziges großes Für handeln. Es geht darum, daß der Bußruf, den Karl Barth unserer Kirche zu sagen schuldig ist, nachdem er einmal angefangen hat ihn zu sagen, in all seiner Herbitheit wieder hörbar werde und hörbar bleibe; daß er nicht unter einem Wust von ehrlicher (aber immerhin menschlich ehrlicher) Entrüstung erstickt. Einer Polemik, die bereits innerhalb der Profanität einer haushaltenen *justitia civilis* Tatbestände verdunkelt, kann man auf die Dauer auch nicht trauen, wenn sie von der *justitia Dei* zu reden beginnt. Je stärker sich das ganze oder das halbe Laodiceertum im deutschen Protestantismus breit macht, um so strenger müssen die Anforderungen an die Reinheit einer wahrhaft theologischen Polemik werden.

III.

Die Art der Polemik Barths führt uns nicht auf etwas Peripherisches, sondern in das Zentrum seiner Theologie überhaupt hinein. Sie wird zum Kriterium ihrer Echtheit. Vor fast einem Jahrzehnt hat das Barth selbst sehr deutlich empfunden, als er in einem Vortrag über die „Not und Verheißung der christlichen Verkündigung“ (Das Wort Gottes und die Theologie, S. 99 f.) wörtlich sagte: „Fassen Sie meinen Beitrag zur theologischen Diskussion und auch das, was ich heute sagen möchte, nicht als ein Konkurrenzunternehmen zur positiven, liberalen, Ritschischen oder religionsgeschichtlichen Theologie auf, sondern als eine Art Randbemerkung und Glosse, die sich mit jenen allen in ihrer Weise verträgt und auch nicht verträgt, die aber nach meiner eigenen Überzeugung ihren Sinn in dem Augenblick verliert, wo sie mehr als das sein, wo sie Raum ausfüllend als neue Theologie neben die anderen treten wollte. Sofern Thurneysen, Gogarten und ich wirklich im bekannten Sinne des Wortes „Schule machen“ sollten, sind wir erledigt. Meine Meinung ist die, es möchte jedermann in seiner Schule und bei seinen Meistern bleiben, nur vielleicht als Korrektiv, als das „bißchen Zimt“ zur Speise, um mit Kierkegaard zu reden, sich gefallen lassen, was allenfalls in jener Randbemerkung Erhebliches enthalten ist.“ — Damals schrieb man 1922. Heute, im Jahre 1931, scheint es so, wie wenn der Raum, der damals nicht beansprucht wurde, gefüllt werden soll. Ja darüber hinaus müssen es sich andere, die grundsätzlich im Raume der „Kirche“ (im Glaubenssinne) zu stehen begehren, gefallen lassen, sich ein wenig unsanft aus diesem Raume hinausbeordert zu sehen. Aus der Glosse von einst sind recht umfangreiche Scholien geworden, aus dem Korrektiv beginnt sich ein System zu bilden, das neben andere Systeme tritt.

Aus dem „bißchen“ Zimt ist mittlerweile eine gehörige Portion geworden.

Einst kamen wir um des „bißchen Zimtes“ willen zu Barth, nicht, weil uns damit wenig, sondern gerade weil uns damit viel — weil uns theologische Buße zugemutet wurde. Wir kamen aus den verschiedensten Lagern, ein jeder mit „seiner“ Theologie. Aber weil wir den Bußruf als den Ruf zur Sache hörten und aus ihm heraus zu leben wagten, wehren wir uns heute dagegen, daß einer unfruchtbaren Augenblicks-Polemik zuliebe der Bußruf von einst verfälscht werde. Und er wird verfälscht, gerade auch inhaltlich verfälscht, wenn seine Formen derartig zu werden drohen, wie oben (Teil I) gezeigt. Weil wir mit Barth den „unwahren Frieden“ hassten, hassten wir gegen ihn (und zugleich doch wohl auch mit ihm?) den unwahren Streit. Weil wir nach wahrer Polemik begehren, graut uns vor der „falschen“, die einen Vorstoß des Deus nudus bedeuten würde. Nur da, wo die Siege unserer menschlichen Rechthaberei aufgehört haben, kann Polemik aus Buße anfangen, in Gottes Auftrag zu kämpfen. — Ich hoffe nach all dem Gesagten vor dem Mißverständnis geschützt zu sein, als wollte ich durch den Hinweis auf die allgemeine Schuldverhaftung der Christen Barth das Recht auf einen konkreten Bußruf aus der Hand winden. Ich denke, daß Herr Prof. Emanuel Hirsch vor wenigen Wochen in dieser Zeitung in ganz anderem Zusammenhang darüber das Notwendige gesagt hat. Gerade damit der Bußruf konkret werde (auch Dibelius gegenüber!), deswegen muß die Polemik in die ständige Selbstkritik hinein.

Und auch das wird nicht zu bestreiten sein: Polemik aus Buße muß vor allem gegen „Laodicea“ ins Feld rücken. Wehe, wenn sie das nicht täte! Aber sie kann den Kampf nicht allein nach den Regeln ihres eigenen Lebensstiles führen, sondern so, wie ihn „Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge“ führte und noch führt (Apc. 3, 14 ff.). Auch dem unbüßfertigen Laodicea erteilt Er Rat, Gold und weiße Gewänder (von Ihm!) zu kaufen — während Barth das unbüßfertige Kirchentum in vollendete Ratlosigkeit (im eigentlichen, nicht emotionalen Sinne!) zurückstößt und eine von drüben entgegengestreckte Hand zurückweist. Er, „der Anfang der Kreatur Gottes“, steht auch vor der Tür des unbüßfertigen Laodicea, klopft an, doch wohl nicht nur um „Zeichen“ zu geben oder zu empfangen,⁴⁾ sondern weil er Tischgemeinschaft mit diesem Laodicea begehrt. Barth schlägt die Tür hörbar ins Schloß, nachdem er das Tisch Tuch zerschnitten hat. Zwei Verhaltensweisen, die offenbar nicht dasselbe bedeuten.

Es sind gerade 400 Jahre her, da Luther in seinem Großen Kommentar zum Galaterbrief über das Verhalten gegen Laodicea (Rom) gegenüber etwas auch heute noch (bzw. wieder) Beachtliches sagte. Ein frommer Prediger, so hob er damals hervor, müsse auch die Verkehrung der evangelischen Botschaft durch fanatische Geister ertragen. Wer das nicht könne, solle kein Diener des Evangelium werden, oder wenn er es sei, sein Amt einem anderen anvertrauen. Trotz der Verführung durch falsche Apostel seien die Gemeinden Galatiens „heilig“ (gegen Hieronymus). „So nennen wir auch heute (1531) die römische Kirche heilig und alle Bischofsämter heilig, auch wenn sie verkehrt sind und die Bischöfe und deren Diener gottlos. Denn Gott herrscht inmitten seiner Feinde; desgleichen: Der Antichrist sitzt im Tempel Gottes, und Satan hält sich mitten unter den Söhnen Gottes auf. Deswegen ist die Kirche, selbst wenn sie sich mitten unter einem bösen und verkehrten Geschlecht befindet, wie Paulus zu den Philippern sagt: Selbst wenn sie inmitten von Wölfen und Dieben, d. h. geistlichen Tyrannen

⁴⁾ Absichtlich bin ich auf den Inhalt des Barth'schen Aufsatzes nicht eingegangen, nicht weil ich mich mit ihm identifiziere. Es wäre wohl wert, gerade aus jenen Äußerungen Barths den starken reformierten Akzent (mehr wird sich nach dieser Richtung nicht behaupten lassen) herauszuhören. Ich sah aber von diesen Gedanken ab, weil es ganz und gar um die Sprache Barths, um die Form seiner Polemik geht, die bereits ein Kriterium für seine Gedanken sein kann.

(tyrannorum spiritualium) ist, nichtsdestoweniger Kirche. Es bleibt in der römischen Stadt, obgleich sie schlimmer als Sodom und Gomorrha ist, die Taufe, das Sakrament, die Stimme und der Text des Evangeliums, die heilige Schrift, die Dienstämter, der Name Christi, der Name Gottes. Die das haben, haben es. Die es nicht haben, sind nicht entschuldigt. Denn ein Schatz ist dort. Deswegen ist die römische Kirche heilig, weil sie den heiligen Namen Gottes, das Evangelium, die Taufe usw. hat. Wenn diese Stücke unter einem Volk vorhanden sind, nennt man es heilig. So ist unsere Stadt Wittenberg und wir wahrhaft heilig, weil wir getauft, von Gott her gelehrt und berufen und Teilhaber am Tisch des Herrn sind. Göttliche Werke haben wir bei uns, nämlich das Wort und die Sakramente. Durch die werden wir geheiligt.“ (EA. comm. in ep. ad Gal. I, S. 40 f.).

Hat Dibelius oder das durch ihn vertretene Kirchentum irgendwie erklärt, daß es auf diesen „thesaurus“ verzichte, die Handhabung des „Wortes“ und der Sakramente verbiete und damit die Möglichkeit des reformatorischen Christentums zerstöre? — Wo nicht, so haben gerade wir, die wir eine theologia crucis bejahen, kein Recht, völlig unkreuz-gemäß zu verfahren. Unter dem Kreuz gibt es doch nur eine „kämpferische“ Haltung: Polemik aus Buße. Polemik aus Buße hat aber nur einen Ruf, der ihr erstes und ihr letztes Wort ausmacht: Venite et revertamur ad dominum (Hof. 6, 1)!

Elisabeth von Thüringen.

Zu ihrem 700jährigen Todestage.

Don Lic. Dr. Wilh. Herbst, Pfarrer, Berlin.

Dürfen wir in der evangelischen Kirche von der römischen Heiligen überhaupt sprechen? Eins ist sicher, Gott hat dies zarte, junge Frauenleben, das von allzufrühen Stürmen bis in den Grund seiner äußeren Existenz erschüttert und schließlich gebrochen wurde, begnadet, viel, wenn nicht alles von dem, was die Heilige Schrift über die Barmherzigkeit uns sagt, zu erfüllen. So ist sie ein leuchtendes Beispiel und ein lebendiger Beweis von der Kraft Gottes, die in den Schwachen, und gerade in ihnen, mächtig ist. Und sicher ist auch das andere: Sie, die einst im Gotteshause ihre kostbare Krone vor dem Gekreuzigten niederlegte, sie würde ganz von selbst und freiwillig auch den Heiligenmantel, den Rom sündigen Menschen, die doch nur von Gnade leben, umlegt, vor seinem Kreuz ablegen und in höherer, demütiger Freude das Wort des Meisters der Liebe annehmen: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Aber wir müssen, ehe ihr Bild zu uns Evangelischen spricht, noch von anderen Dingen absehen, die den Blick aufhalten und von dem Wesentlichen abziehen. Jedes Menschenleben steht unter äußeren, zeitgeschichtlichen Bedingungen und Bindungen. Sie treten gerade bei Elisabeth, hart in ihr zartes, ganz auf Innerlichkeit gestelltes Wesen eingreifend, stark hervor. Das erst 4jährige Königskind wird nach der Sitte der Zeit mit dem künftigen Landgrafen von Thüringen, der nur 6 Jahre älter ist als sie selbst, verlobt. Sie muß infolge davon im allerfrühesten Kindesalter die ungarische Heimat verlassen und an dem ihr wesenfremden Thüringer Hofe aufwachsen. 14jährig muß sie die Ehe eingehen. Das Kind wird Frau, ohne Mädchen gewesen zu sein. Mit 15 Jahren muß sie die Pflichten einer viel zu frühen Mutterschaft auf sich nehmen. Und 20jährig wird ihr, der Anlehnung Bedürfnis, Notwendigkeit ist, das harte Los der Witwenschaft zuteil. So wird die zarte, junge, schwache Frau inmitten einer Welt, in der sie nie Wurzel schlagen wollte und konnte, nach kurzem Glück — das eben darum, weil es viel zu früh kam, ein Unglück war — wieder ganz heimatlos. Was Wunder, daß sich die Haltbedürftige bedingungslos in den harten Zwang eines Konrad von Marburg flüchtete!

Aber nicht nur diese zeitgeschichtlichen Bindungen ihres äußeren Lebens mit allen ihren Folgen sind es, an denen

sich unser Blick nicht stoßen und aufhalten darf. Wir müssen sie selbst, die liebe fromme Elisabeth, und uns trennen von allen Legenden, Berichten, Erzählungen, Wiedergaben von Aussprüchen, die nicht der Wahrheit entsprechen, uns also nicht die wirkliche Elisabeth sehen lassen. In ihnen geht die dichtende Phantasie der Zeitgenossen in die Irre, erfindend, ausschmückend, übertreibend, nicht selten Unwesentliches zur Hauptsache machend. Wir verstehen wohl, warum. Es ist, als ob die dankbar-liebende Mitwelt mit diesen Kränzen von Rosen und Blumen, die sie ihr schenkt, ein Unrecht wieder gut machen, ihr Ersatz geben möchte für alles, was das Leben und harte Schicksal ihr nicht gegönnt. Viel Liebes und Frommes ist unter diesem Blumenschmuck. Manche Legende hat auch zweifellos, wie sie aus dem Geist, in dem Elisabeth wirkte, gedichtet ist, tieferen Sinn, innere Wahrheit. Aber zunächst ist es jedenfalls Sage, und wir suchen hinter den verdeckenden Blumen, so schön sie sein mögen, ihr wirkliches Bild.

Und noch ein Drittes müssen wir recht beurteilen. Das sind all die Irrwege, die ihre aufrichtige Frömmigkeit gegangen ist. Dem Opferwillen war sie ganz und gar besetzt. Der war aufrichtig und echt. Daß aber Opfern alles wegwerfen hieße, war ihr Irrtum; und nicht nur der ihre. Sie teilte ihn mit ihrer ganzen Zeit. Daß sie dabei allen Schmuck, alle Kostbarkeiten, ihr ganzes Vermögen fortgab, war noch das Geringste. Das war, wie wir noch sehen werden, ihre persönliche Notwendigkeit und darum braucht sie kein Tadel zu treffen. Aber hat sie nicht auch ihre Gesundheit, ihre Kraft, ihre Schaffensmöglichkeit in übertriebener Askese und Selbstaufopferung fortgeworfen? Hat sie sich nicht auch heiligen, von Gott gegebenen Mutterpflichten entzogen? Wer wollte sich nicht bemühen, auch dieses Unbegreifliche menschlich zu verstehen und bei der Liebenden zu entschuldigen? Aber vor der klaren, heiligen Gottesordnung hätte ihr irrender, frommer Opferwille Halt machen können und müssen. Und darum können wir auch die römische Entschuldigung, sie habe ihr Muttergefühl und ihre Mutterpflicht nicht verleugnet, sondern ihre natürliche Mutterschaft zur weltumspannenden, geistigen Mutterschaft gereinigt, erweitert¹⁾, nicht zu der unrigen machen. Wir sehen klar, wenn dies leuchtende Licht sich so rasch selbst verzehrt, in sich selbst verbrennt, dann muß an dem Brennen etwas nicht in Ordnung sein! Brannte da nicht ein verborgener Selbstwille mit, der trotz aller Selbstaufgabe, ja gerade in ihr, in ihrer allem Rat, aller Belehrung, aller Vernunft unzugänglichen Selbsterniedrigung und Selbstaufopferung doch noch immer sich selber suchte? Wir fragen nur. Denn wir wollen und dürfen nicht richten. Aber wir fragen um unserer selbst willen. Auch in dem „Frangere voluntatem“ (den Willen brechen), wenn es eine solche Leidenschaft wird wie bei ihr, kann sich ja noch immer der eigene Wille auf einem uns selbst nicht offenbaren Umwege zu behaupten suchen! Wie unendlich schwer, ja bis zuletzt ein steter Kampf ihre Seelenleitung war, bezeugt ihr eigener Beichtvater Konrad von Marburg, dessen rauhe Hand sie sich selbst zum Zuchtmeister erwählte. Sie hielt sie auch mit der ihr eigenen Zähigkeit fest bis zuletzt, trotzdem es ein oft verzweifelter Ringen zwischen beiden war. Sie wollte also jedenfalls selbst die demütigende Zucht.

Was bleibt, wenn wir von all diesen Dingen absehen? Bleibt überhaupt etwas? O ja, unendlich viel! Jetzt erst ist uns Evangelischen der Weg frei, uns der lieben frommen Elisabeth zu freuen und in ihr ein leuchtendes Vorbild zu haben, das evangelische Diener und Mägde des Herrn nach sich ziehen kann. Hier steht, das ist das erste, ein liebes, glaubensinniges Frauenleben vor uns, das die Welt nicht liebte, trotzdem diese mit aller verführerischen Pracht und Üppigkeit sich ihr von frühest Kindheit an am Wartburghofe förmlich aufdrängte und in es gutmeinenden, aber gottfernen und törichten Verwandten sich ihr aufzunötigen nicht aufhörte. Welche Stärke des jugendlichen

¹⁾ So auch Anne Marie Heiler, Credo communionem sanctorum; in dem Sonderheft der „Hochkirche“. Die Heilige Elisabeth, S. 331.

Herzens, dieser steten, oft gewalttamen Versuchung zu widerstehen und statt dessen immer die Liebe zu dem gläubig festzuhalten, der arm ward um unsrerwillen!

Hier steht zweitens ein zartes, frommes Frauenleben vor uns, das dadurch mit wunderbarer Kraft uns voranleuchtet, daß es sich ganz und rückhaltslos dem Dienst Jesu hingegeben hat und erkannt hat, daß es vornehmlich zwei Stücke sind, in denen aller Dienst für Jesus wirklich wird: Demut und Barmherzigkeit. Die Demut, die die eigene Ehre nicht sucht, und die Barmherzigkeit, die gerade in den Geringsten und Elendesten die Brüder und Schwestern Jesu liebt. Das hat sie begriffen, das hat sie mit ihrem ganzen Sein gelebt! Bodelschwinge sagte einmal: „Wie freue ich mich, daß wir nicht umsonst auf der Erde zu sein brauchen, sondern daß wir Elende haben, denen wir dienen können, als wäre es Jesus selbst!“ Solches Bruder- und Schwesterngefühl, das den Ärmsten und Hilflosesten unmittelbar zusammenzieht mit dem Heiligsten, den wir kennen, anbeten und dienen, das pflanzt nur einer in unser kaltes, selbstsüchtiges Herz, der Meister der Liebe selbst!

Aber darüber hinaus sind es, will mir scheinen, noch zwei Grundzüge ihres Wesens, die nicht nur wie jene echt christlich, sondern geradezu evangelisch sind. Und durch sie gehört sie vor allem ganz zu uns. Alle ihre Barmherzigkeit wurzelt nicht nur in ihrem zur Liebe geborenen Herzen, sondern ist deutlich getragen von ernster Gewissenhaftigkeit! Immer wieder wird es aus den verbürgten Quellen ihres Lebens klar, daß es ihr Gewissen war, das sich, ungetrübt durch den allgemeinen Zeitgeist, gegen die Üppigkeit und selbstsüchtige Genußsucht ihrer Standesgenossen empörte. Sie sah nicht nur Mangel und Leiden der Armen, sie erkannte auch den Grund, empfand das Unrecht tief, das jenen von den Reichen und Machthabern als eine Selbstverständlichkeit angetan wurde. Aber ihrem feinen Gewissen waren solche Sitten, Gewohnheiten, Rechte der damaligen Zeit keine Selbstverständlichkeit! Und sie war entschlossen, ihrem Gewissen, koste es, was es wolle, zu gehorchen. Hier mußte Wandel geschaffen werden. Ihr Mittel lautete: *contraria contrariis curare!* Das Entgegengesetzte durch Entgegengesetztes heilen. Das Extrem der Selbstsucht und Genußsucht sollte durch das Extrem von Liebe und Dienst geheilt werden. Mit der ganz persönlichen Tat fängt sie an. Sie entsagt allem Luxus und Reichtum und erwählt die Armut. Sie gibt, unterstützt, hilft, pflegt, widmet sich ganz den Armen und Kranken, um das an ihnen begangene Unrecht wieder gut zu machen. Dann aber, besonders so lange sie noch selbst Glied des Hofes war, tat sie, wie geschichtlich feststeht, auch bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Mund auf und hielt ihren Standesgenossen mutig ihr Unrecht vor. Daß es nicht vergeblich war, sondern tiefen Eindruck machte, ja gelegentlich auch zur Nachahmung reizte, wissen wir auch.

Ist schon dieser tiefe Gewissensernst, der hinter ihrer Barmherzigkeit steht, etwas, wodurch Elisabeth Heimatrecht hat in unserer evangelischen Kirche, so paßt es erst recht zu der durch Luther gereinigten Frömmigkeit, daß sie durch alle Demut und Demütigung, durch alles Opfern und barmherzige Helfen sich nicht die Seligkeit, geschweige die Heiligkeit, verdienen wollte. Nie finden wir weder in Wort noch in Tat auch die leiseste Andeutung einer Gesinnung, die Werkgerechtigkeit, Lohnanspruch, Verdienstbewußtsein verriete! Viel von dem, was in der römischen Kirche an barmherziger Liebe aufwächst und gepflegt wird, mag den Treibhausblumen gleichen, die in der unnatürlichen Wärme menschlicher Verdienstgedanken gezüchtet sind und darum des süßen Duftes, der wahren Fruchtbarkeit entbehren. Diese Blume der Barmherzigkeit ist echt und wahr und frei gewachsen, von nichts anderem als der Sonne der Liebe Gottes zart und innig erblüht. Dies fromme Menschenleben wollte nichts anderes als dienen und Barmherzigkeit üben und fragte nicht nach Lohn oder Verdienst vor Gott.

Elisabeths Leben zeigt uns, daß Gott auch ein zartes und schwaches Frauenleben, das von allzufrühen und starken Stürmen heimgesucht wird und obendrein mannigfache Irrwege geht, doch in seinem Dienst gebraucht und daß er es, so

kurze Jahre es gewährt hat, reichlich segnen kann. Sie, die erst 24jährig, ein Opfer viel zu früh übernommener Mutterschaft und übertriebener Selbstkasteiungen, heimging, durfte Vorbild, Wegweisung und Verheißung des evangelischen Dienstes der Frau in der Nachfolge Jesu werden. Von ihrem Leben ging ein wehmütig klagender und doch unendlich zarter, süßer, auch im Leide jubelnder Geigenton aus, der in den Jahrhunderten nach ihr nicht verhallt ist. Und fast genau 600 Jahre nach ihrem Tode lebte ihr Vorbild in dem Bekenntnis der evangelischen weiblichen Diakonie auf: „Was will ich? Dienen will ich! Wem will ich dienen? Dem Herrn in seinen Elenden und Armen. Und was ist mein Lohn? Ich diene weder um Lohn noch um Dank, sondern aus Dank und Liebe! Mein Lohn ist: Daß ich darf! Und wenn ich dabei umkomme? Komme ich um, so komme ich um, sprach Esther, die doch ihn nicht kannte, dem zuliebe ich umkäme und der mich nicht umkommen läßt! Und wenn ich dabei alt werde? So wird mein Herz grünen wie ein Palmbaum, und der Herr wird mich sättigen mit Gnade und Erbarmen!“ (Löhe.)

Der „Fall Dehn“ ein „Fall Grimme“.

Diese Aufschrift gibt die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ vom 8. November ihrem Artikel über die Hallischen Studentenunruhen. Ein Professor der Theologie schrieb uns, es sei das Beste, was zur Sache geschrieben sei. Auf unsere Bitte hat die Schriftleitung der genannten Zeitung uns den Abdruck gestattet.

Die tumultuarischen Szenen, die sich leider in den letzten Tagen aus Anlaß des Beginns der Vorlesungen des D. Dehn in Halle ereignet haben, machen es zur Gewinnung eines klaren Bildes und zutreffenden Urteils erforderlich, vor der breiteren Öffentlichkeit die seitherige Entwicklung des Falles in unparteiischer Sachlichkeit darzulegen.

Die Theologische Fakultät Halle hatte, nachdem der Lehrstuhl für Praktische Theologie im Herbst 1929 durch Emeritierung erledigt war, im Dezember 1929 (noch unter dem Ministerium Becker) eine Vorschlagsliste eingereicht, die, wie zuverlässig verlautet, im Ministerium durchaus angenehm war. Nach dem Wechsel im Ministerium für Wissenschaft u. f. stockte dann aber die Erledigung der Angelegenheit. Im Sommer 1930 wurde die Fakultät in Absehung von ihrer Vorschlagsliste befragt, wie sie sich zur eventuellen Berufung zweier ihr benannten religiös-sozialistischen Pfarrer stellen würde. Die Fakultät lehnte beide nachdrücklich ab. Darauf wurden ihr Pfarrer Dehn und noch eine andere Persönlichkeit zur Äußerung benannt. Der zweite der Benannten schied für die Fakultät wegen mangelnder Fachqualifikation von vornherein aus. Auch Pfarrer Dehn wurde abgelehnt, mit der für seine Nichteignung zum Professor der Praktischen Theologie wohl durchschlagenden Begründung, daß er überhaupt nur in Berlin-Moabit gewirkt habe, ihm also die allgemeinen kirchlichen Verhältnisse aus eigener Erfahrung völlig unbekannt seien, und daß er, abgesehen von einer Schrift über die Proletarierjugend, sich wissenschaftlich auf dem Gebiete der Praktischen Theologie noch nicht ausgewiesen habe. Die Fakultät bat dringend, einen der von ihr Vorgesprochenen zu berufen. Um aber einem zu befürchtenden Rückgriff auf einen der früher von ihr Abgelehnten vorzubeugen, fügte sie hinzu, daß, wenn der Minister wider Erwarten die Berufung unter Übergehung der Fakultätsvorschläge vollziehen wolle, im Vergleich mit den andern ihr Benannten Dehn mit Rücksicht auf seine persönlichen Qualitäten trotz der bestehenden schweren Bedenken als zur Not noch tragbar erscheine.

Das war im November 1930. Die Fakultät war damals ohne nähere Kenntnis des Vortrags, den Dehn Herbst 1928 in Magdeburg über Christentum und Völkerverständigung gehalten hatte, und der Vorgänge bei der Aussprache, die sich in Magdeburg an jenen Vortrag angeschlossen hatte. Dezember 1930 war dann Dehn auf Vorschlag der dortigen Fakultät nach Heidelberg berufen worden und hatte die Berufung angenommen. Da wurden die Vorgänge in Magdeburg wieder ans Licht der Öffentlichkeit gezogen: es gab stürmische Proteste der Heidelberger Studentenschaft, die Fakultät ließ sich vom Berliner Konsistorium die Akten über die seinerzeit gegen Dehn von Magdeburg aus erhobene Beschwerde schicken und zog auf Grund der Akteneinsicht ihren Vorschlag zurück. Das Berliner Konsistorium hatte den Beschwerdeführern gegenüber sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß Dehn es bei der öffentlichen Behand-